

Dr. Thomas Gesterkamp, Köln

## **Krise der Kerle? Die Vielfalt der Männlichkeiten**

Österreichische Männertagung Graz, 21. Oktober 2011

Guten Morgen und danke für die Einladung.

Seit fast 20 Jahren beschäftige ich mich mit den Themen Männer, Väter und Jungen - und schreibe Bücher und Texte darüber. Ehrenamtlich engagiere ich mich im "Männer-Väter-Forum Köln" und bin Mitbegründer des "Väter-Experten-Netz Deutschland". Ich habe lange als Zeitungs- und Radiojournalist mit dem Schwerpunkt Arbeitswelt und Sozialpolitik gearbeitet - und tue das zum Teil bis heute. Durch die Kooperation mit Dieter Schnack, den ich aus dem Studium kannte, wuchs ab Anfang der 1990er Jahre mein Interesse an geschlechterpolitischen Themen. Dieter, der dann leider an Krebs gestorben ist, hatte zusammen mit Rainer Neutzling "Kleine Helden in Not" geschrieben: ein Buch, das zumindest einige der Älteren von Ihnen kennen werden, ein Bestseller zumindest in Pädagogenkreisen, ein wegweisendes Buch für die Jungenpädagogik. Trotz des großen Erfolgs brauchte es dann noch mindestens ein Jahrzehnt, bis das Thema Jungen und Jungenarbeit eine wirklich breite Öffentlichkeit erreichte - ein gutes Beispiel dafür, wie lange sowas dauert.

Ich erzähle Ihnen von den "Kleinen Helden", weil Dieter Schnack und ich damals feststellten, wie eng die Themen "Jungen" und "Väter" verknüpft sind. In Diskussionsveranstaltungen war viel von den abwesenden Männern die Rede, die den Jungs als Vorbilder fehlten. Und im Gegensatz zur unmittelbaren Nachkriegszeit, als die Väter tatsächlich

physisch verschwunden waren - sie waren im Krieg "gefallen", wie es seltsam verharmlosend hieß, oder in Gefangenschaft geraten, was bei manchen bis 1955 andauerte - im Gegensatz dazu fehlten die Väter in den Jahrzehnten danach in ihren Familien aus einem anderen Grund: weil sie so lange "bei der Arbeit" waren. Die Rolle des Ernährers hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Rolle des Beschützers, am extremsten verkörpert in der soldatischen Männlichkeit, als zentralen Bestandteil männlicher Identität abgelöst.

Für uns ergab sich daraus die Frage nach der Vaterrolle. Was machen die Väter eigentlich die ganze Zeit? Die Antwort in Buchform trug den Titel "Hauptsache Arbeit?" - mit Fragezeichen, versteht sich. Wir wollten herausfinden, warum das Erwerbsleben für Männer so bedeutsam ist - obwohl sie gleichzeitig in Umfragen ständig betonen, Familie und Kinder seien für sie das Allerwichtigste. Unsere zentrale These dazu lautete: Erwerbsarbeit ist eine männliche Form der Sorge - Männer betrachten das Geldverdienen als einen Liebesdienst an Frau und Kindern.

Das ist ein anderer Ausgangspunkt als in der feministischen Debatte, wo Väter manchmal - nicht immer - als abwesende Familienflüchtlinge oder gar als das "faule Geschlecht" beschrieben werden. Und es ist ein Ausgangspunkt, mit dem man Männer wirklich erreicht - weil man nämlich nicht mit Vorwürfen, sondern mit Anerkennung beginnt. Ein Grundsatz, dem man in allen Arbeitsfeldern, die an Männer oder Jungen adressiert sind, unbedingt folgen sollte.

"Hauptsache Arbeit?", 1996 erschienen, war eine der ersten deutschsprachigen Veröffentlichungen über die Vaterrolle überhaupt. Inzwischen sind die Buchhandlungen bekanntlich voll von Väterbüchern.

Mich hat der boomende Ratgebermarkt - zehn goldene Tipps, wie man ein toller Papa wird und so weiter - stets wenig interessiert. Umso mehr beschäftigte mich der "Arbeitsmann", dieses archaische Leitbild des Mannes als Versorger seiner Familie. In meiner Promotion über "Männliche Arbeits- und Lebensstile in der Informationsgesellschaft" ging es um die "doppelten Verlierer", wie sie der norwegische Männerforscher Oystein Holter genannt hat: jene in Deutschland vor allem in den östlichen Bundesländern, der früheren DDR, stark vertretenen Männer, denen nicht nur die berufliche Perspektive, sondern auch - und zum Teil gerade deshalb - die Partnerin fehlt.

Für die Veröffentlichung der Dissertation wählte mein Verlag den eingängigen Titel "Die Krise der Kerle". Alliterationen kommen immer gut im Buchgeschäft, und an den manchmal zugespitzten Verkürzungen im geschlechterpolitischen Diskurs bin ich insofern durchaus beteiligt. Aber es macht einen großen Unterschied, ob man einzelne Facetten "nicht vergoldeter" Männlichkeiten beschreibt - etwa die steigende Arbeitslosigkeit von Männern in der Dienstleistungsökonomie, die Vernachlässigung des Themas Männergesundheit trotz geringerer Lebenserwartung oder auch die Diskriminierung durch die Wehrpflicht (die in Deutschland ja jetzt endlich abgeschafft wurde) - oder ob man daraus ein umfassendes Szenario konstruiert, in dem alle Männer in allen Lebenslagen benachteiligt sind und daran auch noch der Feminismus schuld sein soll. So argumentieren die so genannten Männerrechtler.

An der öffentlichen Rezeption meines Buches über die "Krise der Kerle" fällt mir immer wieder auf, wie gut negative Wortkombinationen beim Thema "Männer" ankommen. Die deutsche Wochenzeitung *Die Zeit*

widmete dem verunsicherten starken Geschlecht vor ein paar Jahren gleich eine mehrteilige Serie. "Die Männer sind in Not: In der Schule, auf dem Arbeitsmarkt und im Familienleben" lautete die "Schadensbilanz" einer Autorin, die sie mit der despektierlichen Überschrift "Ihr Verlierer!" versah. "Jungen stottern viermal so häufig wie ihre Schwestern", "Männlichkeit ist hochriskant", "Jung, männlich, Migrant - nicht mehr zu retten?", "Zurückgebliebene Männer", "Die Helden sind ratlos" - das waren weitere Schlagzeilen. Einen Gegenakzent zu solch düsteren Szenarien setzte das Hauptstadt-Magazin *Zitty* mit einer Titelgeschichte über "Die neuen Berliner Jungs", die angeblich "entspannt" und "relaxt" mit ihrer Männlichkeit umgehen.

Alles halb so schlimm also? Gibt es sie überhaupt, die "Krise der Kerle"? In den Medien auf jeden Fall. Auf der Frankfurter Buchmesse, stellten deutschsprachige Verlage mindestens ein Dutzend neuer Titel zum "Mängelwesen Mann" vor. Ein paar Titel-Kostproben: "Sprechende Männer - das ehrlichste Buch der Welt"; "Alles was ein Mann können muss. Das Buch für alle Fälle"; "Mann sein für Anfänger"; "Neue Männer - muss das sein?" Und im Editorial des *SZ-Magazins* der *Süddeutschen Zeitung* hieß es vor einigen Wochen: "Der Mann von heute muss sich gefallen lassen, dass er in Frage gestellt wird." Probleme über Probleme!

Entgegen der Behauptung mancher Antifeministen, Männeranliegen fänden in der Öffentlichkeit kein Gehör, sind diese in den letzten Jahren dauernd Thema in den Leitmedien gewesen. Die ständige Klage, Mann werde qua Geschlecht systematisch ausgegrenzt, ist selbst zum Bestandteil eines männlichen Opferdiskurses geworden. Das bekommt dann teilweise absurde Züge - etwa, wenn Männerrechtler sich in

Interviews über fehlende Medienresonanz beschweren, während sie vor offenen Mikrofonen oder laufenden Kameras ausführlich reden dürfen.

Aus dieser beleidigten Haltung des angeblichen Übersehenwerdens heraus behaupten Antifeministen dann, sie könnten in der Wahl ihrer Kooperationspartner nicht wählerisch sein. Die Folge sind Veröffentlichungen in Publikationen und Internetforen, die keine klare Grenze zu rechtskonservativen oder gar rechtsextremem Gedankengut setzen. Wie heikel das ist, belegte eindrucksvoll die Online-Debatte nach den Morden von Oslo. Anders Behring Breivik ist ja nicht nur ein fanatischer Islamhasser, sondern wettete in seinem 1500 Seiten langen Internet-Manifest auch ständig gegen "Kulturmarxismus" und "Feminismus". Und in der Debatte um die Reaktionen auf den norwegischen Massenmörder wurde plötzlich einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, welch braune Soße in einschlägigen Blogs wie der Anti-Islam-Plattform "Politically incorrect" oder dem Antifeministen-Forum "wgvdI" ("Wieviel Gleichberechtigung verträgt das Land?") ständig publiziert wird.

Zurück zur plakative Formel von der "Krise der Kerle": Ich habe als Autor viel Verständnis dafür, wenn Verlage ihre Produkte mit griffigen Formeln verkaufen. Dennoch halte ich es für einen zentralen Punkt in der männerpolitischen Debatte, festzuhalten, dass keineswegs alle Männer in der Krise sind. Nicht umsonst ist im Titel dieser Tagung von "Diversität", von Vielfalt die Rede; nicht umsonst spricht die Männerforschung im Plural von "Männlichkeiten". Ich plädiere also für einen differenzierten Blick. Konkret: Weiße Mittelschichtsmänner zum Beispiel sind meist nicht in der Krise. Einige haben vielleicht "Vereinbarkeitsprobleme zwischen Kind und Karriere" - die sind auch

nicht zu unterschätzen! - aber immerhin haben sie einen Beruf und eine Familie! Das unterscheidet sie von jenen deklassierten Männern der Unterschicht, die ich mit der Formel "Krise der Kerle" meine und auf die ich gleich noch ausführlicher zu sprechen komme.

Ähnlich falsch ist die Pauschalbehauptung "Jungen sind Bildungsverlierer", die Männerrechtler-Initiativen - und leider auch einige Journalistenkollegen - immer wieder verbreiten. Denn für männliche Schüler aus bürgerlichen Familien gilt das in der Regel nicht. Wie eh und je bevölkern sie die Physik- und Chemieleistungskurse der Gymnasien, später studieren sie an einer technischen Hochschule Maschinenbau und werden dann gut bezahlter Ingenieur. Von Krise keine Spur! Ganz anders sieht es aus, wenn wir über Söhne aus Migrantenfamilien sprechen. Soziale Herkunft und ethnische Zugehörigkeit sind die wichtigsten Kriterien für den Bildungserfolg, erst an dritter Stelle folgt das Geschlecht. Ebenso falsch ist es allerdings, so zu tun, als gäbe es an den Schulen überhaupt kein Gender-Problem. Wir haben eindeutig zu wenig männliche Erzieher in den Kindertagesstätten und zu wenig männliche Lehrer in den Grundschulen! Und das sollte nicht herunterspielt werden, wie es manche feministisch inspirierte Erziehungswissenschaftlerinnen leider tun.

Viele Schwierigkeiten von Jungen und Männern haben damit zu tun, dass sie keine neuen Rollen für sich finden, nachdem sich die Gesellschaft darauf verständigt hat, dass zumindest Teile ihrer alten Rollen nicht mehr erwünscht sind. Um etwa ein guter Vater zu sein, reicht es nicht mehr, das Haushaltseinkommen zu verdienen und daraus das Recht abzuleiten, die eigenen Vorstellungen notfalls auch mit

Gewalt durchzusetzen. Familiäre Entscheidungen beruhen heute auf komplizierten Abstimmungsprozessen aller Beteiligten, nicht nur mit der Partnerin, sondern auch mit den Kindern. Dazu braucht Mann Geduld und Zeit - die er jedoch selten hat, wenn er abends geschafft von der Arbeit nach Hause kommt. Sicher ist das ein Grund, warum jetzt so viel von den "neuen Vätern" die Rede ist, von Männern, die eben nicht mehr randständige Zaungäste und ewige Praktikanten in der eigenen Familie sein wollen.

Öffentliche Erziehungseinrichtungen wie Kindergärten und Schulen sind inzwischen - glücklicherweise! - ein wenig gewalttätiger, eher von weichen Normen geprägter Bereich. In dem sinnvollen Bemühen, unsere pädagogischen Institutionen zu befrieden und zu demokratisieren, gehen die dort tätigen, überwiegend weiblichen Fachkräfte allerdings manchmal zu weit - zum Beispiel, wenn sie den Bewegungsdrang männlicher Schüler pauschal als "Störung" betrachten. Oder wenn sie das aggressive, aber dennoch spielerische Raufen, das sportliche Kräftemessen zu unterbinden suchen, mit dem Jungen (und Mädchen) eine spätere Qualität im Berufsleben einüben: die ritualisierte Konkurrenz, das Fairplay, miteinander wettbewerben und auch kämpfen, dabei aber den Gegner achten, ihn besiegen wollen, ohne ihn zu vernichten.

Mir geht es darum, die Diskussion über Jungen- und Männeridentitäten aus der negativen Ecke herauszuholen. Wir sollten mit den vorhandenen Schwierigkeiten so umgehen, dass sich daraus eine positive - und selbstverständlich nicht gewalttätige - Vorstellung von Männlichkeit ergibt. Das ändert nichts daran, dass in einer Bestandsaufnahme über geschlechterpolitische Fragen aus männlicher Perspektive auch viel

Negatives enthalten ist - gerade, wenn wir in die Unterschichten, in die so genannten "bildungsfernen" Milieus schauen.

Ein paar Fakten dazu: Junge Männer sind häufiger von Erwerbslosigkeit betroffen als junge Frauen gleichen Alters - vor allem wegen unzureichender Qualifikationen. Der Bildungsverlauf männlicher Jugendlicher ist nach einer Untersuchung von Michael Cremers für das deutsche Bundesfamilienministerium durch "deutlich größere Schwierigkeiten" geprägt: Das betrifft sowohl die Schulleistungen und Abschlüsse als auch, so wörtlich, "die Konsequenzen für Disziplinlosigkeit und Unterrichtsstörungen".

Die meisten Daten dazu dürften bekannt sein: Zwei Drittel aller Schulabbrecher und drei Viertel der Sonderschüler sind männlich. Jungen stellen den größeren Anteil der Schulverweigerer und Sitzenbleiber. Ihr Habitus im Unterricht, analysiert der Erziehungswissenschaftler Jürgen Budde in Anlehnung an Pierre Bourdieu, stehe im Gegensatz zur Schulkultur; die "Passung" stimme nicht. "Von ihnen wird erwartet, cool, witzig und faul zu sein, weshalb sie häufig dem widerständigen und sozial auffallenden Schülertypus entsprechen", schreibt Michael Cremers in seiner Expertise. "Kein Streber sein" gilt als ein Teil von Männlichkeit, mit dem Jungen sich abgrenzen und von Mädchen unterscheiden können.

In den Hauptschulen stellen Jungen die deutliche Mehrheit, in den Gymnasien und bei den Hochschulanfängern sind sie zur Minderheit geworden. Erst bei den Universitätsabschlüssen, drastischer bei den Promotionen und Professuren kehrt sich das Verhältnis um. Mädchen gelten als die "moderneren" Kinder, sie sind "auf der Überholspur" oder

gar die “neue Bildungselite”: So haben es die letzten Shell-Studien formuliert. Solche zugespitzten Thesen aus der Jugendforschung mündeten in den bereits skizzierten alarmistischen Mediendiskurs, der sich vor allem um das Thema Bildung dreht. Zeitschriften berichten von der “Jungenkatastrophe”, sie durchleuchten “Die Krise der kleinen Männer” oder warnen gleich vor der “gefährlichsten Spezies der Welt”. Ein wichtiger Auslöser waren die Pisa-Studien, die gerade dem männlichen Nachwuchs aus Zuwandererfamilien gravierende Leseschwächen attestierten.

Dass Jungen in der Schule schlechter abschneiden als Mädchen, ist allerdings kein ganz neues Phänomen. Die Studie im Auftrag des deutschen Familienministeriums behauptet sogar, das sei schon im 17. Jahrhundert so gewesen - kaum zu glauben, wenn man sich das Verhältnis der Geschlechter vor 300 oder 400 Jahren vorstellt! In den vergangenen Jahrzehnten jedenfalls - und das ist wichtig für unser Thema! - hatten Jungen trotz teilweise schlechterer Schulabschlüsse bessere berufliche Chancen als Mädchen.

Doch die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen haben sich verändert. Immer mehr junge Männer müssen zum Ärger der Arbeitgeber zunächst an berufsvorbereitenden Maßnahmen teilnehmen, bevor sie überhaupt den Qualitätsanforderungen des Ausbildungsmarktes entsprechen. Die Unternehmen und ihre Verbände schlagen angesichts des Fachkräftemangels Alarm. Die Vernachlässigung der Jungen, so klagt der Deutsche Industrie- und Handelskammertag, habe “negative Konsequenzen für deren berufliche Perspektiven” und verursache “hohe gesellschaftliche Kosten”. Gelingt es nicht, sie mit gezielter Förderung aus dem Abseits zu holen, drohe ein “männliches Proletariat”. Ein

Szenario mit sozialem wie auch politischem Sprengstoff: "Männlich, jung, Hauptschule" lautet die Kurzanalyse der Wahlforscher, wenn rechte Gruppierungen spektakuläre Stimmengewinne erzielen. Die jungen Kerle, denen gerade in strukturschwachen Regionen keine attraktive Männerrolle mehr erreichbar scheint, gelten als besonders anfällig für Aggressivität, Gewalt und politischen Extremismus. Vor allem wegen dieser zivilgesellschaftlichen Brisanz erreicht das Thema "sozial deklassierte Männer" inzwischen breitere Kreise.

Die "Krise der Männlichkeit" bezieht sich vor allem auf die verschlechterten Chancen am Arbeitsmarkt. Denn zumindest für die gering Qualifizierten gilt: Beide Geschlechter sind nun mit jenen prekären Erwerbsverläufen konfrontiert, die für Frauen schon immer "normal" waren. Auch Männer müssen sich mit Leiharbeit, Niedriglöhnen oder Minijobs auseinandersetzen. Präzise gesagt: schlecht ausgebildete Männer müssen das - pauschale Zuschreibungen sind, wie schon erwähnt, wegen der Vielfalt männlicher Lebenslagen und Milieus problematisch. Es gibt eben nicht "die Männer" und "die Frauen", und genauso wenig wäre es sinnvoll, "den Jungen" oder "den Mädchen" bestimmte Qualitäten oder Defizite zuzuschreiben.

Nicht jeder Mann droht zum perspektivlosen Dauerarbeitslosen zu werden. Nach ihrer Berufsausbildung bekommen männliche Absolventen immer noch häufiger als weibliche ein Übernahmeangebot. In vielen Branchen profitieren sie, wenn es um ihre langfristige Weiterbeschäftigung geht, von einem nach wie vor auf Männer ausgerichteten Erwerbssystem. Und selbstverständlich belegt der Blick in eine beliebige Führungsetage die fortbestehende männliche Vorherrschaft in den Spitzenpositionen von Wirtschaft und

Wissenschaft. Dort tummeln sich dann die Söhne der Bildungsbürger, die Betriebswirtschaft oder Maschinenbau studiert haben! Männliche Leitwölfe dominieren die Erwerbsarbeit und bestimmen ihre Regeln - zum Nachteil der Frauen wie auch zum Nachteil der "neuen Männer", die einen alternativen Karriereweg suchen. Die Geschlechterforschung spricht vom "Macht-Mann" oder gar vom "globalisierten Mann" an der Spitze von Hierarchie und Einkommenspyramide. Dieser funktioniert als Leitbild auch für Männer mit weniger Chancen und Ressourcen.

Der dazu passende berufliche Habitus, charakterisiert durch Leistungsorientierung, lange Arbeitszeiten und die Delegation sämtlicher Fürsorgeaufgaben an Frauen, ist nach wie vor ein mächtiges gesellschaftliches Ideal. Der stolze "Alleinverdiener" mag vom "Haupternährer" mit Teilzeit-Frau abgelöst worden sein. Die Rolle des Mannes als Versorger und entscheidender Geldbeschaffer ist aber tief im gesellschaftlichen Normensystem verankert.

In Befragungen des Deutschen Jugendinstitutes kommt heraus, dass besonders Jungen aus einkommensschwachen Haushalten oder aus Migrantenfamilien traditionelle Werte und Geschlechterrollen betonen. Gleichzeitig aber ist der Lebensentwurf des finanziellen Versorgers gerade für sie unerreichbar geworden. Denn angelernte Industriearbeiter sind die Hauptverlierer des Wandels zur Dienstleistungsgesellschaft. Sie werden, zumindest in der bisherigen Größenordnung, schlicht nicht mehr gebraucht. Das Zeitalter der Stahlkocher und Bandarbeiter geht zu Ende. In den Erziehungs- und Pflegeberufen, im Callcenter, bei der Polizei, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auch beim Service für technische Geräte erwarten Arbeitgeber andere Qualitäten: Kommunikationstalent, Einfühlungsvermögen und Kundenorientierung -

Eigenschaften, die sie eher Frauen zutrauen.

Das bedeutet: Wenn sich Jungen an traditionellen männlichen Identitäten orientieren, schränkt das ihre Spielräume massiv ein. Das gilt für ihren künftigen Beruf, aber auch für ihr Privatleben. "Starke Typen, aber keine Bräute", schrieb vor ein paar Jahren die Zeitschrift *Geo* - und bildete dazu Braunkohlearbeiter aus Ostdeutschland mit verrußten Gesichtern in den Ruinen ihrer ehemaligen Fabrik ab. Nach der Studie "Not am Mann" des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung kommen in wirtschaftlich abgehängten Regionen wie Vorpommern oder Ostsachsen auf 100 junge Männer im Alter zwischen 18 und 29 Jahren weniger als 80 Frauen. In manchen Dörfern leben fast nur noch Alte und männliche Alkoholiker. Die jungen Frauen wandern ab, zurück bleiben schlecht qualifizierte Männer, - oder, wie es ein Regionalforscher abschätzig formuliert hat, die "arbeitslosen Deppen ohne Chance auf Paarbeziehung".

Die Einfachjobs ohne hohe Qualifikationsanforderung haben "schwierigen" Jugendlichen früher ermöglicht, zum ehrbaren Familienvater zu werden. Mit ihrer Hände Arbeit konnten sie die hungrigen Mäuler zu Hause stopfen. Wer das heute nicht mehr bieten kann, kriegt Probleme auch auf dem Heiratsmarkt: das schon erwähnte Phänomen der "double loser", der doppelten Verlierer. Das uralte Verfahren, die zornigen jungen Männer in der Ehe zu "zivilisieren", funktioniert nicht mehr. "Sie bleiben in einer Peter-Pan-Welt des gelegentlichen Sex und der Kriminalität stecken", überspitzt die britische Autorin Suzanne Franks. "Uneducated, unemployed, unmarried" - ohne Ausbildung, ohne Job, ohne Liebe, hat der Londoner *Economist* schon in den 1990er Jahren orakelt. Männer, so die Wirtschaftszeitschrift,

seien "Tomorrow's second sex", das zweitrangige Geschlecht von morgen.

Der Wandel der Arbeitswelt führt also in bestimmten Milieus - und nur dort! - zu einer Krise der Männlichkeit. Die Basis, auf der proletarische "Arbeitsmänner" früher ihr Selbstbild aufgebaut haben, bröckelt. In den großstädtischen Problemvierteln sind es nach übereinstimmenden Berichten von Sozialarbeitern vor allem die Männer, die Anlass zur Sorge geben. Sie ziehen sich vor die Fernseh- oder Computerbildschirme zurück - während die Frauen trotz ebenfalls fehlender Jobs häufiger in Netzwerke wie Stadtteilcafés oder Selbsthilfegruppen eingebunden sind.

Einem Teil der Jungen und der heranwachsenden Männer droht so besehen eine schwierige berufliche Zukunft. Für die mangelhaft Ausgebildeten wächst der Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit: zwischen dem immer noch mächtigen Leitmotiv, die Ernährerrolle auszufüllen, und ihren tatsächlichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Junge Männer spüren diesen Widerspruch spätestens bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Nach hundert abgelehnten Bewerbungen macht sich aus verständlichen Gründen Frust breit. Gibt es dennoch Spielräume für einen Wandel der tradierten Bilder von Männlichkeit? Lässt sich die männliche Rolle vielfältiger gestalten, indem soziale Kompetenzen im Beruflichen wie im Privaten gezielt gefördert werden?

In der Schule setzen sich Jungen meist wenig auseinander mit dem, was in Job und Privatleben auf sie zukommen könnte. Gesellschaftliche Normen weisen ihnen weiterhin die Funktion des materiellen Versorgers zu, in der Realität aber sind sie mit Erlebnissen des Scheiterns

konfrontiert. Trotz klammern sich manche gerade deshalb an stereotype Verhaltensweisen und ein konservatives Männerbild. Ganz selbstverständlich setzen sie Vaterschaft damit gleich, irgendwann "gutes Geld" zu verdienen und eine Familie unterhalten zu können. Die finanziellen Verheißungen eines erfolgreichen Erwerbslebens wirken auf sie weit anziehender als das fürsorgliche Engagement im Privaten. Oft liegt es jenseits der Vorstellungskraft männlicher Jugendlicher, dass sie als Verlierer des gesellschaftlichen Wandels künftig weniger verdienen könnten als ihre gleich gut oder besser qualifizierten Partnerinnen. Noch seltener stellen sie sich die möglichen Konsequenzen vor: Eine "Ernährerin" im Rücken, sollen sie kochen, putzen, waschen und sich um die Kinder kümmern! Und dabei einen Beitrag leisten, der über gelegentliche Handreichungen wie das sprichwörtliche "den Müll runterbringen" hinausgeht.

Junge Männer brauchen eben nicht nur "Berufsvorbereitung", sondern eine ganzheitlich orientierte biografische Zukunftsplanung. Diese sollte klar machen, dass unregelmäßige Erwerbsverläufe wahrscheinlich sind, dass auch aktive Vaterschaft und familiäres Engagement zum männlichen Lebensentwurf gehören - und sie sollte auch praktische Fertigkeiten der "Arbeit des Alltags" im Haushalt und bei der Kinderversorgung einüben. Mit Spagettikochen oder Nähkursen am "Boys' Day" - während die Mädchen gleichzeitig interessante Betriebsexkursionen machen! - ist es allerdings nicht getan. Sinnvoll sind kombinierte Angebote, die vielfältige Formen von Männlichkeit widerspiegeln - und neben Erwerbsarbeit gehört dazu auch Fürsorge.

Ein neues männliches Leitbild kann sich nicht mehr einseitig am "Arbeitsmann" - und erst recht nicht an seinen Vorgängern, dem

“Beschützer” oder “gewalttätigen Bestimmer” - ausrichten. Das fordert von männlichen Jugendlichen Beweglichkeit in den Köpfen und den Mut, sich neu zu orientieren, Experimente zu wagen. Trotz des abschätzigen Cliquengeredes über angeblich “schwule Berufe” kann es für einen jungen Mann zum Beispiel durchaus reizvoll sein, in einer Kindertagesstätte sein “eigenes Ding” machen zu können. Denn als Fahrer, Lagerist oder Hilfsarbeiter in einem traditionellen Männerberuf wäre er stets Untergebener, müsste Anweisungen folgen und sich laufend bevormunden lassen. Soziale Tätigkeiten wie Erzieher, Alten- oder Krankenpfleger sind keineswegs von vorne herein indiskutable Berufsfelder, sondern eine ernst zu nehmende Alternative. Auf jeden Fall, so müsste die Botschaft lauten, sind sie besser als gar nichts und einer dauerhaften Arbeitslosigkeit vorzuziehen.

Einer unkonventionellen, von traditionellen Mustern abweichenden Berufswahl von Jungen stehen auch psychologische Hindernisse im Wege. Wenn ein Mann zum Beispiel kranke und alte Menschen pflegt, bedeutet das nicht nur schlechte Bezahlung für harte und gesellschaftlich gering geschätzte Arbeit. Er ist gleichzeitig immer auch eine Bedrohung der eigenen männlichen Identität. Wenn dieser Aspekt vernachlässigt wird, so warnt die Studie für das Familienministerium, drohen die Initiativen für mehr Männer in Erziehungs- und Pflegeberufen ins Leere zu laufen. Die möglichen “Gewinne und Verluste”, die sich aus der Konfrontation mit der üblichen Geschlechterrolle ergeben, müssen stets mitgedacht werden.

Das von der deutschen Bundesregierung geförderte Projekt “Neue Wege für Jungs” beschränkt sich aus gutem Grund nicht auf die Berufsplanung, sondern will zusätzlich soziale Kompetenzen stärken

und fürsorgliche Rollen im Privatleben fördern. Der Jungen-Zukunftstag "Boys' Day" ist mittlerweile als Pendant zum "Girls' Day" offiziell etabliert. Im Bundesfamilienministerium gibt es seit 2010 ein eigenständiges Referat für "Jungen- und Männerpolitik". Die Politik reagiert damit auf die Warnrufe der Wirtschaft vor Fachkräftemangel und mangelnden Qualifikationen männlicher Schulabgänger. Parallel dazu hat sich das sogenannte "Bundesforum Männer" als Lobbyverbund im vorpolitischen Raum etabliert.

Aus der Jungen-Untersuchung für das Ministerium scheint mir vor allem der Hinweis auf geschlechtshomogene "Schutzräume" hilfreich: auf Gruppen, wo Jungen und Männer die Inszenierungsbühne verlassen können, ihren Konkurrenzdruck vergessen und sich trauen, ihre Maske abzulegen. Hier liegt eine wichtige Aufgabe von Jungen- und Männerarbeit: gleichgeschlechtlichen Aktivitäten sowohl unter Gleichaltrigen als auch generationenübergreifend - etwa auf Vater-Sohn-Wochenenden in der Familienbildung - anzubieten. Es geht darum, einen Platz zu schaffen, wo Jungen unter sich, aber auch mit erwachsenen männlichen Begleitern oder Mentoren gestärkt werden und ihr eigenes Ding machen können.

Ich komme zum Schluss. Fast zwei Jahrzehnte hat es gedauert, bis die "kleinen Helden in Not" in den populären Medien angekommen sind. In der Geschlechterpolitik braucht man einen besonders langen Atem. Mir ist wichtig, dass Frauen die Probleme von Männern und Jungen wirklich ernst nehmen - und sie nicht mit pauschalen Kommentaren wie "Jetzt reklamieren die für sich auch noch den Opferstatus!" abwerten. Sicher ist die öffentliche Debatte um die "schwierigen Jungs" von Überzeichnungen geprägt. Wir lesen reißerische, zum Teil sogar

inhaltlich falsche Berichte; militante Männerrechtler stilisieren Männer und Jungen zu Opfern und Verlierern in allen Lebenslagen.

Ich finde den Medien-Hype um die "schwierigen Jungen" und um die "Männer in der Krise" erstmal gut, weil wichtige Themen ernst genommen und nicht mehr geleugnet werden. Eine Pädagogik mit "vulgär-feministischer Schlagseite", wie es Christian Füller, der Bildungsredakteur der *Tageszeitung* genannt hat, finde ich absolut kontraproduktiv. Gemeint ist das von einzelnen Frauen leider immer noch zu hörende Argument, man müsse es den jungen Männern vor dem Berufseinstieg schwer machen, weil sie es ja später in der Arbeitswelt immer noch leichter hätten als die Frauen.

Dahinter stecken dieselben Befürchtungen, die untergründig auch die Einrichtung des Männer- und Jungenreferats im deutschen Familienministerium begleiteten. Ich weiß, Sie hatten hier in Österreich 2002 nach der Etablierung der "Männerpolitischen Grundsatzabteilung" im Sozialministerium eine noch viel polarisiertere Kontroverse. Eine grüne Abgeordnete hat im Deutschen Bundestag eine misstrauische Anfrage gestellt, ob die neue Männerpolitik denn zu Lasten frauenpolitischer Projekte gehe. Bisher tut sie das nicht, und es macht meiner Meinung nach auch überhaupt keinen Sinn, in einen Wettbewerb einzutreten, ob Mädchenförderung weiterhin wichtiger ist als Jungenförderung. Beides ist nötig und sollte gegenseitig geachtet werden. Wichtige Probleme dürfen nicht bagatellisiert werden aus Angst, an Einfluss oder Zugriff auf finanzielle Ressourcen zu verlieren. Der Kampf für Gleichstellung und gleichberechtigte politische Strukturen ist ein Kampf gegen hegemoniale Strukturen von Männlichkeit, aber nicht gegen "die Männer". Und "der Feminismus" ist bestimmt nicht an allem

schuld. Nur gemeinsam und im Dialog mit Frauen können wir etwas verändern. Ich danke für Ihre Geduld beim Zuhören.

### **Der Referent**

Dr. Thomas Gesterkamp studierte Soziologie und Pädagogik, ist promovierter Politikwissenschaftler und arbeitet als Journalist und Autor. Buchveröffentlichungen: "Hauptsache Arbeit? - Männer zwischen Beruf und Familie" (1998), "Gutesleben.de - Die neue Balance von Arbeit und Liebe" (2002), "Die Krise der Kerle - Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft" (2007), "Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere - So kann die Balance gelingen" (2010).

*Kontakt: Telefon 0049-221-7604899, Mail [thomas.gesterkamp@t-online.de](mailto:thomas.gesterkamp@t-online.de)*